

CHANDLER MORRISON

DEAD INSIDE

Aus dem Amerikanischen von René Ulmer

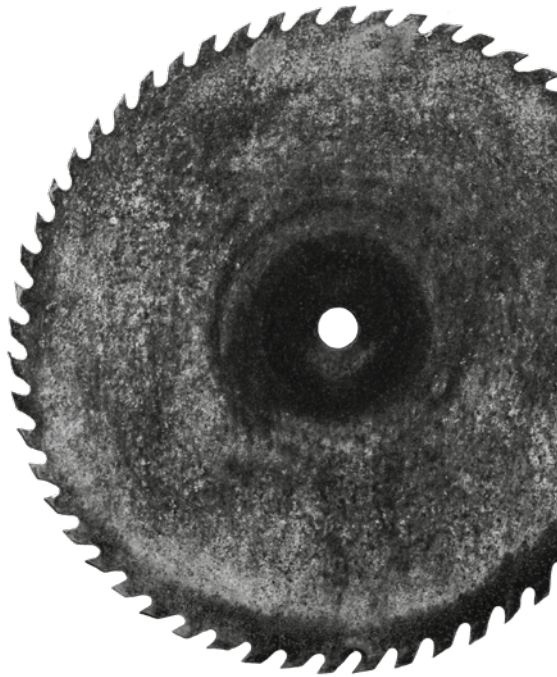
FESTA

Die amerikanische Originalausgabe *Dead Inside*
erschien 2020 im Verlag Death's Head Press.
Copyright © 2020 by Chandler Morrison

1. Auflage April 2021
Copyright © dieser Ausgabe 2021 by Festa Verlag, Leipzig
Titelbild: www.sabercore23art.com

Alle Rechte vorbehalten

Für Jeff Burk



»Der Tod einer schönen Frau ist wahrlich
das poetischste Thema der Welt.«

– Edgar Allan Poe



Zu warm.

Zu feucht.

Zu lebendig.

So würde ich ihren Mund beschreiben.

Sie rappelt sich zwischen meinen Beinen auf. Mit ihrer Miene, als sie sich mit dem Handrücken über die vollen Lippen wischt, kann ich nichts anfangen. Ich war noch nie besonders gut darin, andere Menschen zu lesen, aber so viel ist klar, sie ist alles andere als begeistert.

»Tut mir leid«, murmel ich, weil sie so aussieht, als erwartet sie, dass ich etwas dazu sage. »Das wird wohl nichts.«

»*Offensichtlich.*« Sie hebt eine Augenbraue, während sie die Mundwinkel runterzieht. »Mein Gott, was ist dein *Problem?*« Ihr Lippenstift ist ziemlich verschmiert und ich denke darüber nach, sie darauf hinzuweisen, aber sie klingt ziemlich angefressen, vielleicht sogar wütend, also lasse ich es.

»Was meinst du?« Meine Stimme klingt desinteressierter, als ich beabsichtigt hatte, allerdings war ich noch nie besonders gut darin, mich auszudrücken. Ich weiß nicht mal, was ich in einer solchen Situation sagen soll. Sie knöpft sich die Bluse zu, ich jedoch kann nur daran denken, wie dämlich es von ihr war, sie überhaupt erst aufzuknöpfen; sich auszuziehen war für ihren kleinen »Gefallen« absolut überflüssig. Wollte sie vielleicht angeben? Ihre Brüste sind ja ganz okay, aber nichts Überwältigendes, und den BH hatte sie auch nicht ausgezogen,

es gab also ohnehin nicht viel zu sehen. Und selbst wenn, hätte es einen Unterschied gemacht? Mich geil gemacht? Zweifelhaft. Das war ja der Zweck dieses kleinen Experiments: herauszufinden, ob sich etwas geändert hat.

Ich glaube nicht, dass sich jemals etwas ändern wird.

Um ehrlich zu sein, *will* ich das auch gar nicht.

Ihr Angebot war eine einfache Gelegenheit gewesen, um es einfach mal wieder auszuprobieren, aber es läuft jedes Mal gleich ab ... seltsam, angespannt und unnatürlich. Ich will nur, dass sie sich verzieht.

»Wieso bist du nicht mal *hart*?« Sie klingt immer noch gehässig angefressen. »Ich hab 15 verdammte *Minuten* an dem Ding gelutscht. Wenn du *davon* nicht hart wirst ... Ich meine, mein Gott.«

Ich glaube, sie ist beleidigt. Ich habe ihre Fähigkeiten als Frau infrage gestellt. Grausam ist der Zorn. Wenn sie nur wüsste, was sie gerade im Mund hatte. Wenn sie wüsste, wo er schon drin war.

Sie sieht mich schweigend an. Anscheinend habe ich mein Stichwort, etwas zu sagen, verpasst. »Ähm ... Willst du ... etwas Wasser?« Ich will ihr kein Wasser holen.

Kopfschüttelnd beißt sie sich auf die Lippe, funkelt mich an. »*Ernsthaft*? Mehr hast du dazu nicht zu sagen?«

Ich hasse es, mich mit Frauen abzugeben. Sie schaffen es einfach nicht, zu sagen, was sie wollen.

Stimmt nicht ganz, ich hasse es, mich mit *Menschen* abzugeben. Worum es auch geht, sie bekommen einfach die Fresse nicht auf. Bitte verwechsle meine Misanthropie nicht mit Frauenhass.

»Mein Gott«, sagt sie noch einmal, schnappt sich ihre

Handtasche und wirft einen Blick auf ihr Handy. »Weißt du, ich find ja toll, dass du mich dieses Semester durch Biochemie geschleift hast. Wirklich. Aber *ernsthaft*, es gibt Jungs, die einiges mehr für mich gemacht und dafür weniger bekommen haben. Wenn ich dir also einen Blowjob anbiete, weil du mich deine verfickten Hausaufgaben abschreiben lässt ...«

Eigentlich war es eine Menge mehr; ich bin ihr Laborpartner gewesen, und der Begriff »Partner« ist dabei das falsche Wort, da ich die *ganze Arbeit* gemacht habe, während sie nur herumgestanden und getan hat, was hirnlose College-Mädels so machen. Sexuelle Gefallen waren dafür bestimmt nicht der Grund gewesen. Man hat uns gemeinsam benotet, nicht einzeln. Sie ist mir scheißegal. Ich wollte nur die Eins.

»... könntest du *wenigstens* so tun, als würde es dir *gefallen*. Ich blase *verdamm*t gut, und wenn dir das nichts gegeben hat, bist du entweder schwul oder ... oder ... keine Ahnung, *nicht richtig im Kopf*.«

Schwul? Nein, das ist es nicht. Aber nicht richtig im Kopf? Könnte hinkommen. Zumindest nach der konventionellen Definition des Wortes, und Konventionen waren schon immer was, wovon ich mich so weit wie möglich fernhalte. Du kannst mich nicht in irgendeine Schublade schieben. Das willst du gar nicht.

»Du dürre kleine *Brillenschlange*«, keift sie mit vor Wut geröteten Wangen. Menschen fahren wegen der seltsamsten Dinge aus der Haut. Überreaktion ... ist die amerikanische Lebensart. Es ist ... *konventionell*. »Bist du high oder so? Was zur Hölle *stimmt nicht* mit dir? Seit ich

hier bin, glotzt du nur stumpf vor dich hin. Ich glaub, du hast das ganze Semester so gegafft. Ständig siehst du wie ein verfuckter Zombie aus.«

»Hör mal.« Ich sehe auf meine Uhr, nur zur Betonung, ich weiß *immer*, wie spät es ist. »Ich muss zur Arbeit. Du solltest vielleicht gehen.«

»Es ist 22:30 Uhr. Wenn du mich schon loswerden willst, könntest du dir zumindest eine *bessere* Ausrede einfallen lassen.«

»Spätschicht. Sicherheitsdienst im Preston Druse Charity Krankenhaus. Das habe ich dir dieses Semester mindestens ein halbes Dutzend Mal gesagt.« Keine Ahnung, ob das stimmt, da ich Gesprächen mit der dämlichen Schnalle nach Möglichkeit aus dem Weg gegangen bin, aber eigentlich ist es egal. Ich *muss* zur Arbeit und allmählich wird mir von ihrem Parfüm schlecht. Langsam bereue ich dieses ganze Experiment.

»Du bist so ein Wichser.« Dabei wirft sie sich das Haar über die Schulter, stemmt die Hand in die Hüfte und ahnt vermutlich nicht einmal, wie bescheuert sie dabei aussieht. Trotzdem kann ich nicht abstreiten, dass sie hübsch ist, zumindest nach konventionellen Normen. Und die meisten Hetero-Männer würden dafür töten, sie in ihrem Schlafzimmer auf den Knien zu haben. Allerdings ist da einfach ... zu viel Farbe in ihrem Gesicht, zu viel Leuchten in ihren Augen ... und ich *spüre* ihre Körperwärme. Ich stelle sie mir kälter vor, blasser. Sie könnte beinahe perfekt sein, würde sie nur nicht so viel Lebendigkeit ausstrahlen. Nichts ist tragischer als sinnlos verschwendete Schönheit.

»Glotz mich nicht so an. Das macht mir Angst.«

Genervt beiße ich mir in die Wange, nehme meine Brille ab, um sie mit dem Ärmel zu putzen. »Ich denke, du solltest gehen.«

Sie steht noch einen Moment lang da, dann murmelt sie leise irgendwas, dreht sich um und stürmt aus dem Zimmer. Während sie geht, betrachte ich ihre Beine, wie sich die muskulösen Schenkel geschmeidig unter dem kurzen Rock bewegen. Ich stelle sie mir verkümmert vor, etwas faltig mit lilafarbenen Adern vor einem Hintergrund kalter Haut, die so weiß und glatt wie Marmor ist.

Beim Umziehen für die Arbeit fantasiere ich von kalten Küssen, untermalt von schwarzen Zungen und abgestoßenen, grauen Zähnen.



Nachts ist das Krankenhaus wie ausgestorben. Durch das Fernsehen hat man die Vorstellung, in großen medizinischen Einrichtungen wäre rund um die Uhr was los. Entweder ist das eine offensichtliche Lüge, um einen Schauplatz für dramatische Ereignisse zu haben, oder das Preston Druse Krankenhaus stellt eine Ausnahme dar, auf die das nicht zutrifft. Keine Ahnung. Für mich zählt nur, dass sich *dieses* Krankenhaus nachts beruhigt. Nur das kaum wahrnehmbare Zirpen gefühlloser Überwachungsgeräte, geflüsterte Gespräche zwischen Angestellten und das regelmäßige Seufzen der Beatmungsgeräte murmeln leise durch die Flure. Abgesehen von den Nachtschwestern und dem gelegentlichen Arzt, der missmutig auf sein Klemmbrett starrt, sind die Gänge verwaist.

Man versucht nur selten, mit mir ins Gespräch zu kommen. Vielleicht weil alle beschäftigt sind, aber ich denke, es liegt viel mehr an meinem generellen Auftreten, das schon immer als »unnahbar« und »unheimlich« beschrieben wurde. Sogar der Hausmeister, ein freundlicher alter Kriegsveteran, den offenbar alle mögen, meidet mich wie ein Wespennest. Eines, das verlassen scheint, aber vielleicht spuckt es ja doch plötzlich einen Schwarm wütender Insekten aus.

Eigentlich unwichtig. Ich mag, dass ich hier praktisch unsichtbar bin. In den drei Jahren, die ich schon hier arbeite, ist nie wirklich was passiert – keine entflohenen Patienten aus der geschlossenen Abteilung, keine Eindringlinge, keine verdächtigen Vorfälle –, also sitze ich nur in dem kleinen Sicherheitsbüro, lese Poe und Bukowski, werfe hin und wieder einen Blick auf die Überwachungsmonitore und drehe sterbenslangweilige Runden durch das Gebäude. Ich bin nicht mehr als eine Formalität, ein kleiner Posten auf der Lohnabrechnung, eine weitestgehend unbeachtete Präsenz in diesem Gebäude.

Genau so gefällt es mir. Ich bin ein harmloses Phantom, halte den Kopf unten und führe dadurch eine fast schon geisterhafte Existenz, die mir erlaubt, meinen ungewöhnlichen Machenschaften nachzugehen.

Andere sehen mich nicht und ich nehme sie auch nicht wirklich wahr.

So ist es für alle das Beste.



Die beinahe Toten umgibt ein ganz eigener Geruch. Nach meinem ersten Jahr hier habe ich einmal den Fehler gemacht, diese großartige Kleinigkeit gegenüber einem Klassenkameraden zu erwähnen.

Wenn ich mich richtig erinnere, fand dieses Gespräch während eines Poesiekurses statt und mein Kollege war von meinem etwas satanistisch angehauchten Sonett bereits sichtlich beunruhigt. Als ich dann ohne Vorwarnung vom Geruch der Sterbenden angefangen habe, ist er unbehaglich auf seinem Stuhl herumgerutscht und hat an seinem Daumennagel gezupft.

»Wirklich?«, fragte er. »Ähm, wie ... riechen sie denn?«

Mir war klar, eigentlich wollte er keine Antwort auf die Frage; er wollte nur freundlich sein, falls ich ein mordlüsterner Amokläufer bin, der lediglich nach dem kleinsten Hauch von Respektlosigkeit Ausschau hält. Aber für mich war es schon zu spät, das Thema einfach so fallen zu lassen.

Ich nahm mir vor, in Zukunft mit Normalsterblichen nicht über so etwas zu sprechen, und antwortete: »Sie riechen wie ... wie eine Art von Entfleuchen, würde ich sagen. Wie etwas, das da ist, bei dem man aber merkt, wie es vergeht. Wie der letzte Hauch eines Traums. Es ist ein ... abgestandener Geruch.«

Ich schwieg, konnte aber zusehen, wie der arme Kerl immer mehr die Fassung verlor, also dachte ich mir, dann kann ich es ja auch bis zum Ende durchspielen. »Ich liebe ihn«, verkündete ich, während ich ihn kalt anstarrte. »Fast so sehr wie den Geruch der kürzlich Verstorbenen.«

»Hör mal, ich muss los.« Hastig sammelte er seine

Sachen ein. »Ähm, klasse Gedicht. Und es war schön, mit dir zu quatschen. Wir sehen uns nächste Woche.« Auf dem Weg nach draußen stolperte er fast über seine eigenen Füße.

Die Professorin sah ihm hinterher, dann richtete sie ihren Blick mit erhobener Augenbraue auf mich. Ich zuckte nur mit den Schultern.

Ja, der *Geruch*.

Das *Entfleuchen*.

Heute Nacht kann ich es riechen.

Ich bemerke ihn bei meinen Runden durch die Aufwachstation. Mit den Händen in den Taschen pfeife ich leise ein Liedchen, so, wie es meiner Meinung nach auch Gevatter Tod tun würde, wäre *er* in den breiten Fluren unterwegs. Vielleicht würde er das.

Der Geruch wabert kräftig, beinahe als sichtbare Wolke, aus einem Zimmer gegenüber einer Abstellkammer. Neben der Tür steht einsam und verlassen ein Wischeimer. Darum nehme ich an, der allseits beliebte Hausmeister leistet dem Patienten in dem Zimmer Gesellschaft – das macht er häufiger – und führt Zaubertricks vor oder erzählt schmutzige Witze. Unterhaltungskünstler *und* Toilettenschrubber in einem. Nur die Besten dürfen sich so glücklich schätzen, im sechsunddreißigstbesten Krankenhaus von Ohio zu arbeiten. Eine wahre Fundgrube für Talente.

Siehst du, sogar Widerlinge wie ich können einen Sinn für Humor haben.

Das war doch Humor, oder? Wie Sarkasmus? Keine Ahnung, du verstehst ja, was ich sagen will.

Als ich in das kleine, herrlich nach bevorstehendem Tod stinkende Zimmer sehe, kann ich den Hausmeister nirgends entdecken. Ein hastiger Blick über die Schulter, um sicherzugehen, dass niemand kommt. Dann schleiche ich mich hinein, betrachte die Person, die fein säuberlich unter den gestärkten, weißen Laken zugedeckt friedlich auf dem schmalen Bett liegt. Eine Frau, obwohl man das nur an der zierlichen Gestalt und den recht großen Brüsten unter dem hellblauen Krankenhausnachthemd erkennt. Abgesehen vom geschwellenen, verfärbten linken Auge ist ihr ganzer Kopf bandagiert und in dem weißen Verband blühen blutrote Flecken. Ihr rechter Arm ist eingegipst, den linken hat man am Ellbogen amputiert. Ich sehe mir ihre Daten an, die auf einem Klemmbrett an der Seite ihres Bettes baumeln. Abigail M. Turpentine, 28. Bootsunfall. Schwere innere Blutungen, Hirnblutung, über 28 Prozent ihrer Knochen sind gebrochen und eine Handvoll durchtrennter Gefäße. Die Operation ist noch keine drei Stunden her und dem Todesgeruch nach zu urteilen war sie nicht ganz erfolgreich.

Mit einem Auge auf ihren Vitalwerten, die vorläufig stabil sind, flüstere ich: »Ein Bootsunfall. Die kommen nicht so oft vor. Vermutlich ist das härter als ein langweiliger Autounfall oder ein Herzinfarkt.« Sie regt sich nicht, ihr sichtbares Auge bleibt geschlossen. »Ich denke mal, unter den Verbänden siehst du ziemlich übel aus«, flüstere ich, versuche es mir auszumalen. »Als hätte dir jemand einen Rasentrimmer ins Gesicht geschoben. Oder eine ... Käsereibe.« Ich berühre ihren Hals, spüre den schwachen Puls. Ihre Haut ist noch zu warm. »Die

Kälte kommt. Und trotz deines zertrümmerten Gesichts – besonders wegen deines zertrümmerten Gesichts – bist du für mich eine Schönheit.«

Beschwingt fahre ich mit dem Fahrstuhl in die Lobby zurück. Normalerweise gehe ich in die Leichenhalle runter, um nachzusehen, was ich finde, verlasse mich dabei auf den Zufall. Aber hin und wieder begegne ich auch dem Geruch und ich weiß, was mich erwartet. Abigail M. Turpentine wird bald sterben, bestimmt noch vor meiner nächsten Schicht. Klar, für ihre Freunde, Familie und wen sonst noch wird das eine große, schreckliche Tragödie sein – mit dem üblichen Trauerbrimborium –, aber hey, ich habe auch Bedürfnisse.

Nur keine Angst, ich rede mir nicht ein, ganz bei Verstand zu sein; ich betrachte mich als ziemlich intelligent, überaus belesen und jeder *halbwegs* intelligente Mensch weiß: Jemand mit meinen Neigungen vermisst mehr als nur eine Tasse im Oberstübchen. Aber das zu wissen ist absolut bedeutungslos. Tatsächlich ist es kaum mehr als psychologisches Wichsen und letztendlich genauso viel wert wie etwas Samen in einer Handvoll zerknüllter Taschentücher. Nur weil eine Schabe weiß, was sie ist, bedeutet das *nicht*, dass sie es auch sein will.

Davon abgesehen könnte ich auch weitaus Schlimmeres tun; ich bin bereit eine ansehnliche Summe auf die Hypothese zu setzen, dass meine ehemalige Laborpartnerin an einem Donnerstagabend vermutlich mehr Derartiges macht als ich in meinem ganzen Leben. Schuld hat in dieser Gleichung allerdings nichts verloren.

Bevor ich mich wieder in die Einsamkeit meines

Sicherheitsbüros zurückziehe, gehe ich durch den Haupteingang nach draußen, um mir unter dem Vordach eine Lucky Strike anzuzünden. Ich inhaliere die süße Sommerluft zusammen mit der herrlich giftigen Wolke aus krebs-erregenden Schadstoffen, sehe auf den zum Großteil leeren Parkplatz und denke an Abigail M. Turpentine, 28 Jahre alt, Bootsunfall. Mit ihrem wie ein Weihnachtsgeschenk verpackten Kopf, an dem ein Namensschild für meine Wenigkeit hängt. Lächelnd entlasse ich den Rauch aus meiner Lunge in die warme Julinacht.

In Gedanken wickel ich schon den Verband ab.
Wie Weihnachten im Juli.



Bei meinen Runden nächste Nacht muss ich immer noch daran denken. Ich bin genauso aufgeregt wie ein normaler Mann, wenn ihm ein Mädchen von der althergebrachten Attraktivität meiner ehemaligen Laborpartnerin zu verstehen geben würde, wie sie ihrem Dank Ausdruck verleihen möchte. Als ich früher an diesem Abend bei Miss Turpentine's Zimmer war, war sie nicht mehr da – inzwischen lag dort ein älteres Opfer eines Hundeangriffs. Und da ich berechnete Zweifel habe, dass man sie mit einem Rezept für leichte Schmerzmittel und der üblichen Anweisung »sich auszuruhen und viel zu trinken« nach Hause geschickt hat, ist es wohl eine sichere Wette anzunehmen, dass sie inzwischen im Untergeschoss in der Leichenhalle liegt.

Der letzte Halt auf meinem Rundgang, bevor ich mich auf den Weg ins Land der vor Kurzem Verstorbenen

mache, ist die Entbindungsstation. Die Ironie darin entgeht mir nicht.

Ich sollte erwähnen, ich hasse Babys. Und darum hasse ich die Entbindungsstation. Irgendwas an der Erschaffung von Leben geht mir gehörig auf den Geist, ganz zu schweigen davon, dass sie ekelhaft und hilflos sind. Und dann machen sie nichts außer essen, scheißen, heulen und schlafen. Ich neige wirklich nicht zur Gewalt, aber falls mich etwas dazu bringt, über Mord nachzudenken, dann ist es das Geplärr eines Säuglings. Einmal erwähnte ich meinen Hass auf Babys gegenüber einem der Psychiater, zu denen ich dank meiner Mutter musste. Er nickte, notierte sich etwas und fragte dann: »Jaja, nun denn. Hast du schon einmal daran gedacht, dass Babys auch *Menschen* sind, nur kleiner und weniger entwickelt? Ab welchem Alter betrachtest du Menschen nicht mehr als Ärgernis?«

»Das hört nie auf«, war meine Antwort. Das stimmt auch, für mich sind alle Menschen ein Ärgernis. Ich bin mit niemandem auf einer Wellenlänge, aber wenigstens scheißen sich Erwachsene nicht in die Hose (die meisten jedenfalls) oder brüllen wie am Spieß, wenn sie nicht bekommen, was sie wollen. Ich war nie besonders sportlich, aber bin ich echt der Einzige, der merkt, dass Säuglinge die perfekte Form zum Wegtreten haben? Würde man Footballs durch Babys ersetzen, hätte ich im Sportunterricht bestimmt besser abgeschnitten.



Mit zitternden Händen betrachte ich die zugedeckte Leiche auf dem silberfarbenen Metalltisch. Die bleichen, mit einem Namensschild versehenen Füße ragen hervor, die Zehennägel sind dank der Verwesung erregend vergilbt. Mit kribbelnden Fingern streiche ich über die nackten Fußsohlen, die Haut ist rau und hart wie Schwielen.

Ohne den Blick von der verhüllten Gestalt zu nehmen, gehe ich um den Tisch herum, bis ich neben ihrem Kopf stehe. Ich möchte das Tuch wegreißen, halte mich aber zurück, zwingen meinen erwartungsvoll zuckenden Muskeln Beherrschung auf. Ich will das genießen. Der entsetzlich langweilige Blowjob hat die Lust meiner Lenden geweckt und ich hatte schon seit Wochen keine tote Geliebte mehr.

Mit verkrampfter Hand ziehe ich das Tuch bis zum Hals runter. Jemand hat die Bandagen entfernt, enttäuschend, das hätte ich gerne selbst gemacht, aber Leute mit meinen Neigungen können es sich wirklich nicht leisten, wählerisch zu sein.

Der Bootsunfall hat sie wirklich übel zugerichtet und ohne die eindeutigen Anzeichen von Weiblichkeit unter dem Tuch wüsste man nicht, welches Geschlecht die Leiche hat. Man hatte ihr für die Operation den Kopf rasiert und ohne Haar, das von ihrem Gesicht ablenkt, sind ihre Verletzungen noch grausamer – geradezu köstlich. Teile ihrer Haut sind durch heftige Verbrennungen rosig faltig, anderswo fehlen ganze Stücke, mit ausgefransten Wundrändern, als hätte ein Tier große Brocken aus ihrem Gesicht herausgebissen. Das größte Loch klafft in ihrer linken Wange, durch das man Reihen

schimmernder Zähne in blassem Zahnfleisch sieht. Ihre Nase fehlt, genauso das rechte Auge, und durch eine lange, geschwungene Abschürfung auf dem Kopf ist das Weiß des Schädelknochens zu erkennen. Ich lege den Handrücken auf ihre kühle Stirn, als würde ich überprüfen, ob sie Fieber hat. Das Gefühl toter Haut lässt mich noch heftiger schauern.

Quälend langsam ziehe ich das Tuch vollends von ihr herunter und lasse es auf den Boden fallen, um sie in ihrer leblosen Pracht nackt vor mir liegen zu sehen. Ihr Körper ist nicht so verunstaltet wie das Gesicht, aber die erkennbaren Verletzungen sind jede für sich auf ihre Weise einzigartig schön. Ihre prallen Brüste sind abgesehen von ein paar kleineren Läsionen und einem fehlenden Nippel größtenteils unversehrt. Vor zwei Nächten war ihr Bauch noch flach, jetzt ist er durch Verwesungsgase aufgebläht. Hier weist die Haut mehrere Läsionen und kleinere Risswunden auf. Ihre Schenkel und Waden sind voller einander überlappender Schnitte und Kratzer. Ich gehe zurück ans Fußende des Tisches, spreize ihre langen, steifen Beine, enthülle kurz rasiertes Schamhaar und eine glücklicherweise unversehrte Vagina.

Mein Ständer pulsiert dermaßen heftig in meiner Hose, dass es schon fast schmerzt.

»Bestimmt warst du unter lebendigen Männern ziemlich begehrt.« Bei diesen Worten streichle ich sanft über ihre Wade. Mit toten Mädchen zu reden ist mir schon immer leichter gefallen als mit lebendigen. Dabei kann ich eine poetische Wortgewandtheit an den Tag legen, die sich mir ansonsten entzieht. »Vielleicht warst du

sogar leicht zu haben. Ich kann mir vorstellen, wie du auf diesem Boot warst, mit den Jungs geflirtet und sie mit deinen ... Vorzügen gereizt hast.« Beim Gedanken an die jungen Männer, die ihr bestimmt wie Hunde hinterhersabberten, runzle ich die Stirn. »Ich hoffe, die sind auch tot. Ich hoffe, sie haben gelitten. Jetzt würden sie sich sowieso nicht mehr für dich interessieren. Die hatten ihre Gelegenheit, deinen warmen, blutgefüllten und lebendigen Körper anzugaffen, dich zu ficken und von deinen Orgasmen begleitet abzuspritzen.« Ich zünde mir eine Zigarette an, schmunzel über das RAUCHEN VERBOTEN-Schild; hier unten gibt es keine Rauchmelder (oder Überwachungskameras). Und es geht doch nichts über die Kippe davor und danach.

»Ja, ich wette, du hast geschrien, wenn sie dich gefickt haben, und es hat ihnen bestimmt gefallen. Um ehrlich zu sein, habe ich nie kapiert, was für Männer so toll daran ist. Mich hat der weibliche Orgasmus noch nie interessiert. Vermutlich weil du dafür lebendig sein müsstest.« Ich gebe einen Laut von mir, der irgendwie, fast zumindest, Gelächter ist – wahrscheinlich klingt es aber mehr nach einem kranken Würgen –, und verschlucke mich hustend am Rauch. »Aber jetzt ist ihre Zeit mit dir vorbei und ich bin dran. Könntest du, würdest du schreien. Aus Lust oder Angst, keine Ahnung. Vielleicht ist das auch dasselbe.«

Ich halte es nicht länger aus. Ihr Körper ruft nach mir, bettelt mich an, geschändet zu werden. Und es ist Zeit, dem nachzukommen. Ich stampfe meine Zigarette aus und schiebe sie in meine Gesäßtasche, bevor ich mich

wie bei einem Ritual meiner Kleidung entledige. Erst die Schuhe, dann die Hose, die Krawatte, das Hemd und zu guter Letzt die Unterhose.

»Mach dich bereit«, flüstere ich mit zitternder Stimme. Es fühlt sich an, als wäre mein ganzes Blut in meinen Schritt geströmt. Zwischen unseren Genitalien herrscht eine spürbare Anziehung, der ich mich nicht widersetzen kann, die mich in sie lockt. Ich spreize ihre Beine etwas mehr, besteige sie, stöhne, als ich in ihren trockenen Vaginalkanal eindringe. Ich packe die Seiten des eiskalten Metalltischs, mein Blick wandert über ihren herrlich geschundenen Körper und ich beginne zu stoßen.

Okay, bevor es weitergeht, sollte ich dich warnen. Was als Nächstes passiert, ist für die meisten ekelhaft oder widerwärtig. Wenn du Fifty Shades of Hausfrauenporno erwartet hast, muss ich dich leider enttäuschen.

Betrachte das als deine gottverfluchte Triggerwarnung.

Also, ich stoße. Ich fange immer langsam an, egal wie dringend ich es brauche. Ich dringe so tief wie möglich in sie ein, dann halte ich mitten im Stoß inne, verharre zitternd, ziehe mich zurück, bis nur noch die Eichel in ihr steckt. Und dann geht es wieder hinein, das laute Klat-schen unserer Körper ist für mich die reinste Ekstase.

Stöhnend werde ich etwas schneller. Ich verlagere mein vernachlässigbares Gewicht auf meinen rechten Arm, um ihren Oberkörper mit der linken Hand zu streicheln, drücke ihre vollen, festen Brüste, schiebe meinen Daumen in das Loch, wo ihr Nippel sein sollte. Ich drücke auf ihren geblähten Bauch, aus ihrem Mund und Anus entweicht lautstark Gas. Der süße Gestank nimmt mich

augenblicklich gefangen. Ich beuge mich runter, küsse ihre verstümmelten Lippen, schmecke die beißenden Reste des Todesatems, der noch immer ihre Speiseröhre hinaufweht. Als ich erneut auf ihren Bauch drücke, rülpsst sie noch mal, saure Gase füllen meinen Mund, rasen meine Kehle hinab. Ich spüre sogar einen kühlen Hauch, der ihrer Vagina entweicht, die unter meinen mittlerweile unbeherrschten Bewegungen einreißt.

Ich denke, das ist der Moment, in dem zwei lebendige Menschen den Höhepunkt körperlicher Vereinigung erleben, ihre sinnliche Verbindung erreicht ihren explosiven Schlussakt. Ich habe schon von gleichzeitigen Orgasmen gehört – zumindest ist das in Filmen immer so –, aber ich bin mir nicht sicher, wie oft das wirklich passiert, wenn überhaupt. Die beiden lebendigen Mädchen, mit denen ich zusammen gewesen bin, sind nie gekommen. Und meine eigenen »Höhepunkte« waren nichts Denkwürdiges. Nur ein blasser Abklatsch im Vergleich zu der Ekstase, die mich überkommt, wenn ich in eine tote Frau ejakuliere. Die Toten stellen keine Erwartungen; es gibt keinen Leistungsdruck, dass sie irgendwas empfinden wollen. Hauptsächlich habe ich mit Leichen Sex, weil es nur um mich geht, die Befriedigung meiner Bedürfnisse. Meine toten Partner existieren nur, um mir Lust zu bereiten, und sie verlangen keinerlei Gegenleistung.

Ich ersticke mein Paviangebrüll, indem ich das Gesicht gegen ihren Hals drücke, dränge mein Becken für einen letzten Stoß nach vorn und schicke Tausende zum Scheitern verurteilte Kinder in Richtung ihrer toten, nutzlosen

Eizellen. Noch ein Vorteil meines kleinen Fetischs – kein Kondom, kein Problem. Ich könnte der fruchtbarste Mann des Planeten sein, aber meine Sexpartner haben alle die beste Geburtenkontrolle, die man sich vorstellen kann. Ich meine damit tote Reproduktionsorgane. Ich weiß, das ergibt sich von selbst, aber ich sage es einfach gerne. Tote Eizellen. Nutzlose Gebärmütter. Fruchtllose Lenden.

Ich rutsche von ihr runter und falle auf den kalten Metallboden. Der Schmerz meiner Rippen wird augenblicklich von der Euphorie, die mich immer noch im Griff hat, weggespült. Meine Lenden pulsieren mit wirbelnder Wärme, während sich meine Bauchmuskeln schmerzhaft und *lustvoll* zusammenziehen. Mein ganzes körperliches Sein ist dank der Lust mit einem toten Mädchen wieder mit schimmerndem Leben erfüllt. Der Abgrund ihres Todes füllt die Leere in mir.

Ich rolle mich auf den Bauch und krieche zu meinem Kleiderhaufen, um in der Hose nach Zigaretten und Feuerzeug zu suchen. Nachdem ich mir eine angezündet habe, bleibe ich schwer atmend auf dem Rücken liegen. Trotz der kühlen Luft glitzert Schweiß auf meiner Haut. »Gottverdammte.« Durch die Nase blase ich Rauch aus. »So einen Fick hatte ich schon seit Monaten nicht mehr. Ich bin Ihnen zu tiefstem Dank verpflichtet, Miss Turpentine. Überleg mal, unser Liebesspiel hat deinem Tod einen Zweck und Bedeutung gegeben. Ein tragischer Bootsunfall, der ein junges Mädchen das Leben kostet, ist eines, aber er wird zu etwas ganz anderem, wenn dein lebloser Körper Teil einer leidenschaftlicheren Vereinigung wird, die alles

übersteigt, was Lebende jemals empfinden können. Ich werde diese Nacht nicht vergessen.«



Die folgende Woche, noch immer von dem Stelldichein mit Abigail befriedigt, döse ich im Sicherheitsbüro, als das Funkgerät an meinem Gürtel quäkt und eine panische Frauenstimme brüllt: »Sicherheit! Sicherheit! Es gibt ein Problem in Zimmer 13B, Sie müssen herkommen, SOFORT!«

Gähnend reibe ich mir die Augen und setze mich auf. Ich nehme das Funkgerät vom Gürtel. »Was soll das heißen, es gibt ein Problem? Was für ein Problem?«

Erst kommt keine Antwort, dann: »*MACHEN SIE VERDAMMT NOCH MAL UND KOMMEN SIE HER!*« Klingt so, als würde irgendwer im Hintergrund schreien.

Ich ächze seufzend, bevor ich antworte: »Ist ja gut. Ich komme schon.« Ich stehe auf, verlasse das kleine Büro. Auf dem Weg zum Fahrstuhl kommt mir der Gedanke, ich hätte die Kameras überprüfen sollen, um wenigstens zu wissen, was mich erwartet. In diesem Krankenhaus haben wir keine »Probleme«. Die Schwester ist vermutlich neu hier, eine Praktikantin oder Medizinstudentin, und jetzt macht sie sich wegen einer Kleinigkeit ins Hemd. Es ist vier Uhr morgens im Preston Druse Krankenhaus; was kann hier schon passieren, das nach der ansonsten unnötigen Sicherheitskraft verlangt?

Zimmer 13B gehört zur Entbindungsstation. Wie schon gesagt, ich hasse diesen Teil des Krankenhauses, also ist

es nach Murphys Gesetz nur logisch, dass dieses geheimnisvolle »Problem« genau dort seinen Ursprung hat. Worum es auch geht, egal wie schlimm, auf keinen Fall fasse ich ein beschissenes Baby an. Davon stand nichts in der Stellenausschreibung.

Während ich mich durch den Flur dem besagten Zimmer nähere, höre ich einen Mann brüllen: »*SIE KANN NICHT TOT SEIN! SIE KANN VERFLUCHT NOCH MAL NICHT TOT SEIN!*«

Ich gehe ein wenig schneller. Vermutlich ist eine Frau während der Geburt gestorben und jetzt flippt der Ehemann aus. Meine Fresse, die Leute sind solche Pissnelken.

Als ich 13B betrete, sind mehrere Dinge sofort klar.

Zuerst: Die Mutter ist nicht während der Geburt gestorben; sie liegt schluchzend im Bett und drückt sich ein nacktes Neugeborenes an die Brust, das noch immer über die Nabelschnur mit ihr verbunden ist. Es weint nicht, die Glieder hängen schlapp herab und die Haut hat eine kühl bläuliche Farbe. Ich weiß nicht viel über Babys, aber ich weiß, eigentlich sollten sie nicht blau sein.

Das Nächste ist der brüllende Mann, vermutlich der Vater. Drei Schwestern versuchen ihr Bestes, um ihn festzuhalten, während er sich verbissen gegen sie wehrt und dabei wie eine Hauskatze kreischt, die in eine Bärenfalle geraten ist. Sein schweißnasses Haar hängt ihm strähnig ins wutgerötete Gesicht. Eine der Schwestern hat eine aufgeplatzte Lippe und die blutende Nase ragt in einem seltsamen Winkel aus ihrem Gesicht.

Als Letztes bemerke ich die Ärztin. Sie ist hübsch, trägt eine dicke Brille und das blonde Haar zum Pferdeschwanz

zurückgebunden. Das Einzige, was ihre Schönheit schmälert, ist die Tatsache, dass sie nicht tot ist. Sie steht in der Ecke, als hätte sie mit dem Chaos um sie herum nicht das Geringste zu schaffen, und starrt die Frau im Bett an. Ihre Augen sind wie Halogenlampen, aber etwas an ihnen ist seltsam, als wäre das Licht darin kalt und teilnahmslos. Sie sind entrückt, trüb, in ihnen liegt etwas von der wundervollen *Leblosigkeit*, die ich in den Augen meiner Liebhaberinnen sehe. Aber da ist noch was anderes ... ein *Hunger*, der nicht nur in ihrem Blick liegt, er ist auf ihrem ganzen Gesicht erkennbar. Dann begreife ich, sie starrt *nicht* die Frau an – sondern das tote Baby in ihren Armen.

»Hallo?«, ruft mir die Schwester mit dem verletzten Gesicht zu. »*Verdammt, TUN SIE WAS!*«

Das ist jetzt so gar nicht mein Ding. Ich bin schlaksig und alles andere als für körperliche Konfrontationen ausgelegt. Ich habe mich noch nie geprügelt, weiß nicht mal, ob ich einen Schwinger zustande bekommen würde. Man schließt die Finger um den Daumen, stimmt's? Oder doch andersrum?

Allerdings bleibt mir keine Zeit, weiter darüber nachzudenken, da sich der Mann losreißt, an mir vorbeistürmt und mich dabei zu Boden schickt. Von einem Instrumentenwagen nimmt er sich etwas silbrig Glänzendes und rennt zur Frau im Bett, wobei er brüllt: »*Keine Angst, Liebling, wir sehen sie gleich wieder!*«

Er hebt das silberne Ding – das ich jetzt als Skalpell erkenne – über seinen Kopf, rammt es der Frau in die Brust. Blut spritzt ihm auf Oberkörper und ins Gesicht.

Sie kreischt vor Schreck und Schmerz, aber nur kurz. Der Mann holt noch einmal aus, rammt ihr die Klinge tief ins Auge und bringt sie auf diese Weise augenblicklich zum Schweigen. Jetzt kreischen alle Schwestern, aus dem Flur höre ich, wie noch mehr Personal kommt. Die Ärztin jedoch bleibt reglos schweigend stehen und starrt den Säugling wie ausgehungert an.

»*FICKT EUCH ALLE!*«, brüllt der Mann, als er seiner toten Frau das Skalpell aus dem Schädel zieht. »*IHR HABT SIE STERBEN LASSEN!*«

Ihm laufen Tränen über die stoppeligen Wangen und fallen auf den Kragen seines zerknitterten, blutverschmierten Hemds. Wenn jemals jemand reinste Trauer empfunden hat, dann dieser Mann. Er zieht sich die Klinge über die Kehle, sprüht sein dunkles Blut auf das Bett und das Linoleum. Die Schwestern kreischen noch lauter. Die Ärztin starrt weiter auf das Baby.



Jemand ruft die Polizei. Im Flur stellt man uns mit dümmlich offiziellem Tonfall dämliche Fragen. Die Tatortermittler machen Bilder von der Sauerei im mittlerweile mit gelbem KEIN ZUTRITT-Klebeband abgesperrten Entbindungszimmer. Die ganze Zeit beobachte ich die Ärztin; sie wirkt abgelenkt und benommen, was ich auf den Schock schieben könnte, das glaube ich aber nicht. Irgendwas stimmt nicht mit ihr. Ihre Augen allerdings – diese großen, toten Augen – sind hypnotisierend. Ihre Iriden ähneln hartem, blauem Eis, das in

trüben Kristallkugeln gefangen ist. Als würde man durch ein beschlagenes Teleskop einen Blick auf den Planeten Neptun werfen.

Ich höre zu, wie sie mit dem Polizisten redet, erfahre, sie heißt Helen Winchester, leitende Stationsärztin hier. Sie arbeitet meistens spät, aber wenn das Ganze hier einen Grund hatte – und ich nehme mal an, den gibt es –, sagt sie dazu nichts.

Es stört mich, wie sehr sie mich beschäftigt. Vielleicht liegt es an ihren Augen oder ihrer Ausstrahlung, die mir den Eindruck gibt, mit ihr stimmt etwas nicht. Ich würde es nicht unbedingt Anziehung nennen, auch wenn sie nach den mir ansonsten fremden Standards attraktiv ist. Wäre sie tot, würde ich förmlich aus der Hose springen. Aber sie ist *nicht* tot, auch wenn ihre Augen anderes vermuten lassen, also sollte ich mich auch nicht für sie interessieren.

Während der Befragung bemerkt sie, wie ich sie anstarre. Ich kann nicht wegsehen, bin von ihren Augen wie gebannt. Ich erwidere ihren Blick, schaudere. Ein Zittern, so kalt wie die blassblauen Sphären hinter ihrer Brille. Es ist, als würde sie geradewegs *in* mein Innerstes sehen, als würde sie mich als den perversen Freak erkennen, der ich bin. Doch anstatt sich angewidert abzuwenden, scheint sie fast schon fasziniert. Eventuell könnte es eine Lichtspiegelung sein, oder ich deute die kalte Unbewegtheit um ihre Pupillen falsch. Glaube ich aber nicht. Als ich ihr Starren nicht mehr aushalte, folge ich ihnen den Flur entlang. Der Krankenhausleiter hat allen, die bei dem Verbrechen dabei waren, den Rest der

Nacht freigegeben, also gehe ich und fahre nach Hause. Trotz der warmen Sommernacht ist es in meinem Auto kalt, ich kann Helens Präsenz fast spüren, als würde sie auf der Rückbank sitzen, mir mit der gefrorenen Flamme ihres Blicks Löcher in den Hinterkopf brennen.

Irgendetwas wurde in Bewegung gesetzt. Ich weiß nicht, was, oder woher ich das weiß, aber ich habe Angst.



Während der nächsten Nacht beobachte ich sie auf den Monitoren, wie sie von einem Zimmer ins nächste geht, von Patient zu Patient. Ihre Bewegungen sind sanft und geschmeidig. Wenn sie mit jemandem redet, lächelt sie, doch zwischen diesen Unterhaltungen blickt sie ernst zu Boden. Es gibt keinen Ton, also weiß ich nicht, was sie sagt, aber vermutlich klingt ihre Stimme wie letzte Nacht: hell und angenehm, trotzdem auch unterdrückt und fast übertrieben ruhig. Das wirft die Frage auf, ob sie von Natur aus so zurückhaltend ist oder ihr die Leute um sie herum scheißegal sind. Ich hoffe auf Letzteres.

Ihre Runden durchs Krankenhaus sind ereignislos und langweilig, darum gestatte ich mir immer wieder auf meinem Stuhl einzunicken, um sie nach dem Aufwachen sofort wieder zu suchen. Das geht die ersten drei Stunden meiner Schicht so, bis sie ihren weißen Kittel in ihrem Büro aufhängt, unter dem Schreibtisch eine Tasche rausholt und damit zum Fahrstuhl geht. Ich schalte auf die Aufzugkamera um, sie drückt auf den Knopf fürs Untergeschoss.



inchandlerwetrust.com

Chandler Morrison zählt zu den besten Stilisten unter den jungen extremen Horrorautoren. Seine Werke sind sehr verstörend, gleichzeitig besitzen sie aber auch eine philosophische Tiefe.

Über Chandlers Herkunft ist wenig bekannt. Derzeit lebt er in Los Angeles.

Infos, Leseprobe & eBook:
www.Festa-Verlag.de